

Das zweibändige Paar

Klatsch, Tratsch und Kulturbetrieb: Das «Journal» von Jules und Edmond de Goncourt ist nun ungekürzt auch auf Deutsch da

Schriftsteller, Huren, Schauspieler, Maler, Dienstboten, Bankiers, gekrönte Häupter, Politiker und deren Ehefrauen sowie Mätressen – vor der spitzen Feder der Goncourt-Brüder war niemand sicher.

Alain Claude Sulzer

Im April 1956 schaute die ganze Welt nach Monaco: In der Kathedrale Notre-Dame-Immaculé traten Grace Kelly und der monegasische Fürst Rainier III vor den Traualtar. Was davor und danach und bis heute über das inzwischen verstorbene Paar, über dessen Nachkommenschaft und deren wechselnde Partner geschrieben wurde, hätte den Brüdern Goncourt sicher gefallen, denn es hätte sie nicht zuletzt darin bestätigt, dass sich Adelige von anderen Menschen nicht unbedingt durch ein Übermass an Dezenz oder gutem Geschmack unterscheiden. Doch nicht nur Adelige, auch Geistesgrössen sind bloss Sterbliche, die für ein Lob oder eine Ehrung über Leichen gehen, selbst dann, wenn sie sich als «Unsterbliche» Zutritt zur ehrenwerten Académie française verschafft haben, der Jules und Edmond de Goncourt zeitlebens so ablehnend gegenüberstanden, dass sie sich schon frühzeitig Gedanken über ihre eigene Académie machten. Dass dieser Gegenentwurf ihren Namen tragen sollte – und seit 1903 den wichtigsten Literaturpreis französischer Zunge verleiht –, zeugt wiederum von ihrem eigenen erschütterlichen Selbstbewusstsein.

Freund und Feind

Es war gewiss Zufall – und doch: wie passend! –, dass der erste Band der Tagebücher just in jenem Jahr erschien, in dem die mediale Erfolgsgeschichte der Grimaldis ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. Doch es war alles andere als ein Zufall, dass die Tagebücher in ihrem vollen Umfang ausgerechnet in Monaco erschienen, und dies dreiundsechzig Jahre nachdem Edmond de Goncourt, der seinen jüngeren Bruder Jules um sechsundzwanzig Jahre überlebt hatte, 1893 im Landhaus seines Freundes Alphons Daudet gestorben war. Dass die Tagebücher bis ins Jahr der Eheschliessung des amerikanischen Filmstars mit dem Adeligen auf ihre Veröffentlichung warten mussten, ist dem Umstand zuzuschreiben, dass die Erben des Nachlassverwalters Alphons Daudet – der bereits ein Jahr nach Edmond starb – sie jahrzehntelang zu verhindern wussten, da sie befürchteten, die «Geschichtchen, vor sechzig und noch mehr Jahren unter Männern nach einem guten Nachtmahl erzählt», könnten «dem guten Ruf des Testamentsvollstreckers schaden».

Schon die durch Edmond selbst «gereinigte» Edition, die zwischen 1887 und 1896 (seinem Todesjahr) erschien, hatte für Aufregung und Verärgerung bei Freund und Feind gesorgt. Wie echt

Edmonds Erstaunen darüber war, dass die unge schminkte Wahrheit mit so viel Unverständnis und Ablehnung aufgenommen wurde, wissen wir nicht; dass er den Zorn seiner Zeitgenossen auf sich zog, bekam er jedenfalls umgehend zu spüren, was ihn am 12. März 1890 zu einem Eintrag veranlasste, der an Ironie nichts zu wünschen übrig liess: «Und ich bin überzeugt, wenn ich vor dem Druck bei allen nachfragen würde, von denen ich gesprochen habe, selbst bei zärtlichsten Erwähnungen, wo ich aber die Leute als Menschen gezeigt hätte, könnte mein zwölfbändiges Journal auf zwölf Druckseiten gekürzt werden.»

Die Tatsache, dass die Principauté de Monaco nicht der französischen Gerichtsbarkeit untersteht (dort zahlt man bekanntlich auch keine direkten Steuern), eröffnete endlich die Möglichkeit, die Tagebücher, die sich glücklicherweise bis zu diesem Zeitpunkt unangetastet in der Pariser Bibliothèque nationale befunden hatten und damit dem Zugriff der Daudet-Sippe entzogen waren, vollständig zu publizieren. Die Vorstellung, dass die glamouröse Grace Kelly als seriöse Grace de Monaco ihr Französisch durch die Lektüre der Tagebücher poliert haben könnte, entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie.

Alles, nur keine Musik

Soviel zur Editions-geschichte, die ja die längste Zeit eine Verhinderungsgeschichte gewesen war, die allerdings nicht wenig dazu beitrug, den Rumor um den Inhalt der Tagebücher bis zu jenem denkwürdigen Tag wachzuhalten, an dem sie ungekürzt vorlagen. Wer sich nun damit beschäftigte, sah sich in seinen kühnsten Träumen bestätigt, denn die Tagebücher erwiesen sich (und erweisen sich bis heute) als munter sprudelnder Bach von Indiskretionen jeder Sorte (über Schriftsteller, Huren, Schauspieler, Maler, Dienstboten, Bankiers, gekrönte Häupter, Politiker und deren Ehefrauen und Mätressen). Dass dessen Quelle nun endlich auch in Deutschland erschlossen und gefasst wurde, verdankt sich dem ehrgeizigen Projekt des Verlegers Gerd Haffmans, der sich schon lange zum Ziel gesetzt hatte, auch dem deutschsprachigen Publikum umfassend zugänglich zu machen, was bisher nur in gekürzter oder ausgewählter Form greifbar war.

Edmond de Goncourt wurde 1822 in Nancy, sein Bruder Jules 1830 in Paris geboren, wohin die Familie ein Jahr nach Edmonds Geburt übersiedelt war. 1848, im Todesjahr der Mutter, entschlossen sich die beiden Brüder, als freie Künstler zu leben; man dachte zunächst eher an die Malerei als an die Literatur, als man sich zwischen 1848 und 1851 zu ausgedehnten Reisen nach Algerien, Belgien und in die Schweiz aufmachte. Auf einen nicht näher bestimmten Dezembertag des Jahres 1851 lässt sich der erste Tagebucheintrag datieren. Waren es zunächst sporadisch aufgeschriebene, meist undatierte Beobachtungen gewesen, begannen die Brüder ihre Einträge ab 1855 jeweils mit

dem Datum zu versehen. Von nun an gehörte das Anliegen, beinahe täglich festzuhalten, wer und was einem begegnet war, zum täglichen Brot. Und es gab kaum etwas, was ihnen nicht erwähnenswert schien – ausser allem Musikalischen, das ihnen völlig fremd war; Musik, so Edmond am 17. März 1896, langweile ihn fast so wie Lyrik.

Bis zum 18. Januar 1870 – dem Tag, an dem Jules' langes Sterben begann – war der jüngere Bruder für die Aufzeichnungen verantwortlich. Wenn die beiden abends, spätnachts oder frühmorgens von einem ihrer unzähligen Diners, Freundes- oder Theaterbesuche nach Hause kamen, war er es, der aufschrieb, was Edmond – hinter ihm stehend oder neben ihm sitzend – gemeinsam mit ihm formulierte, was sie – ein doppeltes Augen- und Ohrenpaar – in den letzten Stunden gesehen, gehört und sich dabei gedacht hatten. Darüber, wie unzertrennlich die beiden waren, haben sie sich mehr als einmal geäussert. «Ist der eine vom anderen getrennt, gibt es eine Hälfte von uns, die uns fehlt. Wir haben nur noch Halbgefühle, ein Halbleben, wir sind unvollständig wie ein zweibändiges Buch, dessen erster Band verlorengegangen ist. So glaube ich also ist die Liebe: die Unvollständigkeit und das Fehlen bei Abwesenheit», notierten sie in ihr gemeinsames Tagebuch.

Wenige Stunden vor Jules' Tod infolge einer Syphilisinfektion schrieb Edmond, der den allmählichen Verfall des Bruders bis zum letzten Atemzug akribisch genau und ohne jede Beschönigung festhielt: «Zu denken, dass es vorbei ist, für immer vorbei! Zu denken, dass diese enge und unzertrennliche Beziehung von zweiundzwanzig Jahren, dass diese seit dem Tod unserer Mutter 1848 stets gemeinsam verbrachten Tage und Nächte, während derer es bei uns lediglich zwei Trennungen von vierundzwanzig Stunden gegeben hat, dass das vorbei ist, für immer vorbei! Ist das möglich?»

Das Haus in Auteuil

Wie verstörend der frühe Tod des «kleinen» Bruders für Edmond war, mit dem er in den wenigen ihm verbleibenden Jahren nicht nur das hübsche Haus am Boulevard de Montmorency Nr. 67, sondern auch so manche Geliebte und dieselben literarischen und bildnerischen Vorlieben geteilt, aber auch gemeinsam fünf (leider fast vergessene) Romane geschrieben hatte, liest sich heute genauso erschütternd wie damals: «Wir gingen hoch in das kleine Zimmer. Sie haben das Laken hochgehoben, haben ein Laken unter ihn geschoben und in einer Sekunde aus seinem dünnen, kaum wahrnehmbaren Leichnam ein langes Paket mit von Stoff verhülltem Gesicht gemacht: «Vorsichtig», habe ich gesagt, «ich weiss wohl, dass er tot ist, aber trotzdem . . . vorsichtig.»»

Wer das Haus in Auteuil betritt, in dem heute die Maison des écrivains untergebracht ist, glaubt die liebevolle Zuneigung der beiden noch in den Mauern zu spüren. Und dies obwohl ausser alten Fotografien, dem Treppengeländer und den Abmessungen der Räume sowie des «grenier», in dem Jules starb und Edmond später seinen Sonntagssalon abhielt, kaum etwas an die Zeit erinnert, in der das Gebäude mit all den Bibelots und Bildern, Drucken und Kunstobjekten, Möbeln und Stoffen vollgestopft war, die Edmond in nicht nachlassendem Sammlereifer bis an sein Lebensende anhäufte.

Nur schwer kam Edmond über Jules' Tod hinweg und wenn überhaupt, dann nicht zuletzt, wie er vermerkt, dank der alles andere als erwünschten «Ablenkung» durch die niederschmetternden Erlebnisse des Kriegsjahrs 1870/71, als die preussische Armee Paris beschoss und belagerte. Auch hier gab er einen ungeschminkten, wirklichkeitstreuen Einblick in die Tage der Belagerung, des Elends, des Hungers und der unaufhörlichen Bedrohung, die mit der gängigen Vorstellung ausräumt, Kriege, die vor dem Ersten Weltkrieg stattfanden, seien lediglich für die Soldaten auf dem Schlachtfeld lebensgefährlich gewesen. Die Ereignisse rund um den Krieg und der darauffolgende Aufstand der Commune waren einschneidend genug, um – den geborenen Chronisten an den Schreibtisch zurückzuzwingen, an dem er nun – mit eher noch zunehmender Besessenheit – die einst gemeinsame Arbeit allein weiterführte.

Unerbittlich, unnachgiebig

Heute werden die Goncourts hauptsächlich ihrer farbigen, mit spitzer Feder und Röntgenblick gezeichneten Porträts von Freund und Feind wegen geschätzt und zitiert: Gustave Flaubert, Victor Hugo, Pierre Gavarni, Alphons Daudet, Théophile Gautier, Gräfin Mathilde Bonaparte, Iwan Turgenjew, Emile Zola, Auguste Rodin und Guy de Maupassant, um nur einige – und diese ohne familiären Anhang – zu nennen. Ihr Ideal erreichten sie durchaus ebenso überzeugend in den eben erwähnten persönlichen Passagen; ein Ideal, von dem der damals noch unbekannte Emile Zola öffentlich ins Schwärmen geriet, nachdem er den 1861 erschienenen Roman «Germinie Lacerteux» gelesen und darin als vorbildlich für seine eigenen, noch zu schreibenden Romane die unerbittlich realistische Darstellung einer bisher literarisch vernachlässigten Klasse erkannt hatte (die Geschichte handelt von einem Dienstmädchen, das in der Gosse landet, ohne dass die Autoren ihm je ihre Sympathie versagen, was die Zeitgenossen ihnen ausgiebig vorwarfen).

Mit demselben unnachgiebigen, gewiss alles andere als gerechten oder gar diplomatischen Linsenblick beobachteten sie jene, mit denen sie verkehrten. Das waren so gut wie alle, die damals auf dem Pariser Parkett eine Rolle spielten. Dass uns etliche Namen inzwischen nichts mehr sagen, dass sich das Frauenbild mit unserer aufgeklärten Vorstellung nicht mehr deckt, erst recht nicht das des raffgerigsten Juden, nehmen wir hin (oder lehnen es mit Entrüstung ab). Es ist und bleibt das Universum der Goncourts, das hier in ein episches Werk von fast 7000 Seiten eingegangen ist, das sich längst angeschickt hat, neben Marcel Prousts «Recherche» der authentischste französische Roman über das 19. Jahrhundert zu werden. Umso erfreulicher, dass wir ihn nun dank einem mutigen Verleger und ausdauernden Übersetzerinnen auch auf Deutsch lesen können.

Edmond und Jules de Goncourt: Journal. Erinnerungen aus dem literarischen Leben 1851–1896. 11 Bde. und 1 Beibuch. Übersetzt von Cornelia Hasting, Peter-Susanne Räbel und Caroline Vollmann. Haffmans-Verlag bei Zweitausendeins, Leipzig 2014. 7158 S., € 250.–. (Im Zweitausendeins-Versand oder in den Zweitausendeins-Läden und -Shops, so in Freiburg im Breisgau und in Weil am Rhein.)